

den Folgebänden dieser abendländischen Mystikgeschichte eventuell dadurch unter Beweis stellen, daß er in eben seiner Weite Phänomene der Mystik zu erfassen vermag, die bei einer vorzeitigen Begriffs-

verengung außer Betracht bleiben müßten, zum Schaden des vorhandenen Reichtums an ‚mystischen Spielarten‘.

Niederhenschwil/

Dägetschwil

Louise Gnädinger

Mittelalter

Jitzhak Hen: Culture and Religion in Merovingian Gaul AD 481–751 (= Cultures, Reliefs and Traditions 1). Leiden – New York – Köln (E. J. Brill) 1995, 13, 308 S., Ln. geb., ISBN 90-04-10347-3.

Anzuzeigen ist eine gediegene und in zahlreichen Punkten weiterführende Untersuchung über die kulturellen Standards der Merowingerzeit und damit über den Beginn der europäischen Geschichte in West- und Mitteleuropa. Um es gleich vorweg zu nehmen: Es handelt sich um eine dezidiert geistesgeschichtliche Untersuchung über eine Epoche, die bislang allzusehr wegen der blutigen Querelen in der merowingischen Königssippe, die uns Gregor von Tours Geschichtswerk, die „Bildzeitung des 6. Jahrhunderts“, ausführlich berichtet, als düstere Vorgeschichte der karolingischen Glanzepoche vorgeführt wurde. Eugen Ewig, J. M. Wallace Hadrill, Martin Heinzelmann, Jan Wood, Rosamund McKitterick, der Rezensent und andere haben in den letzten Jahrzehnten dieses Zerrbild der Merowingerzeit in wesentlichen Punkten berichtigt. Auf diesem Wege ist auch der Verfasser mit Erfolg fortgeschritten und hat vor allem auf Grund der gar nicht so spärlichen schriftlichen Quellen, zu denen auch die endlich von der Forschung entdeckten Heiligenviten gehören, ein im ganzen überzeugendes Bild entworfen.

Der Autor definiert das Merowingerreich als eine im Vollsinn „christliche Gesellschaft“ und in der Tat geben die schriftlichen Quellen, da sie fast ausschließlich klerikaler Natur sind, Anlaß zu einer solchen Interpretation. Doch ist zu bedenken – und hier beginnt die Kritik an diesem Ansatzpunkt – daß die Art der Quellen gewissermaßen nur eine „kirchliche Innenansicht“ der Zeit bieten kann, die von einer relativ geringen Schicht von „literati“ aus dem Klerus präsentiert wird. So erhebt sich die berechtigte Frage – und dies ist der Knackpunkt für jede Interpretation des Begriffs „christliche Gesellschaft“ – ob

eine fast ausschließliche geistesgeschichtliche Interpretation ausreicht, hier ein begründetes Urteil zu fällen? Es hätte beispielsweise den Verfasser bereits stutzig machen müssen, daß es im Frankenreich noch im 7. Jahrhundert „duces“ gegeben hat, die heidnisch waren, aber voll in den merowingischen Herrschaftsaufbau integriert blieben, was m.E. in einer wirklich christlichen Gesellschaft kaum möglich gewesen sein dürfte. Des weiteren schließt sich die Frage an, ob man eine Gesellschaft oder auch nur die Oberschicht derselben wirklich christlich nennen darf, die sich vom Christentum vorerst vor allem das magisch-rituelle, liturgisch-formale der neuen Religion angeeignet hat, aber vom Geist der Bergpredigt noch unendlich weit entfernt ist (wenn auch schon näher an den archaischen Vorbildern des Alten Testaments mit seinen Priesterkönigen). Was damit gemeint ist mag die von Gregor von Tours berichtete Episode erläutern, wonach König Chlodwig I. einem seiner Krieger mit der Axt den Schädel spaltete, weil er im Martinsheiligtum in Tours geplündert hatte. Der König begleitete seine Exekution mit dem Ausruf: „Wo bleibt unsere Hoffnung auf Sieg, wenn wir den Hl. Martin beleidigen?“ An der Beurteilung solcher Vorfälle mag man ermesen, ob und in welcher Weise die Franken bereits christlich waren oder nicht? Der Hinweis auf regionale Unterschiede in der Verchristlichung genügt hier kaum, denn es liegt natürlich auf der Hand, daß die Gallorömer schon wesentlich weiter in der Verchristlichung fortgeschritten waren als die Franken und es daher einer langwierigen, vor allem von den Klöstern geleisteten geistigen „Osmose“ bedurfte, um so etwas wie eine homogene „christliche Gesellschaft“ zu schaffen, die eigentlich erst mit den Kloster- und Kirchenreformen des Hochmittelalters klarer hervortritt. Das ist beileibe nicht nur eine Quellenfrage.

Diese Überlegungen führen zwangsläufig zu einem Methodenproblem: Will man

wirklich substantielle Aussagen über eine postulierte „christliche Gesellschaft“ machen, dann genügen heute die kargen schriftlichen Belege über „Paganismus“ und „Synkretismus“, die wir seit Caesarius von Arles und anderen Autoren besitzen, nicht mehr, sondern man muß die sehr konkreten Ergebnisse der Archäologie und der modernen Ikonologie hinzunehmen, um wirklich Zuverlässiges über den komplizierten Zusammenhang von Heidentum und Christentum in den Jahrhunderten des Merowingerreiches sagen zu können. Im Münsteraner Forschungszentrum für das Frühmittelalter wird das heute in mustergültiger, interdisziplinärer Weise geleistet und führt zu bemerkenswert kohärenten neuen Ergebnissen und Sichtweisen. Anhand der frühmittelalterlichen christlichen Mission hat dies in exemplarischer Weise und unter reicher Verwendung archäologischer, ikonologischer und gesellschaftsgeschichtlicher Erkenntnisse eben Lutz E. von Padberg (Mission und Christianisierung. Formen und Folgen bei Angelsachsen und Franken im 7. und 8. Jahrhundert. Stuttgart 1995) getan. Damit taucht wie ein dunkler Kontinent aus der Flut die pagane germanische Welt auf und ebenso die schweren Probleme des Übergangs dieser Welt zum Christentum. Kein Wunder, daß sich damit die Frage nach heidnischer oder christlicher Gesellschaft in ganz anderer und griffiger Weise stellt als allein nach den schriftlichen klerikalen Quellen, die oft nur „Antistereotypen“ bieten; nämlich in der Form, daß das Heidentum mit Klischees abqualifiziert wurde, die bereits in der Spätantike entstanden.

Dieser kritische Exkurs soll aber – dies sei am Ende noch einmal betont – den beträchtlichen Wert der vorliegenden geistesgeschichtlichen Studie nicht schmälern, sondern nur auf das weite und sehr konkrete Umfeld verweisen, das dabei mit zu bedenken ist.

München

Friedrich Prinz

Cordula Nolte: Conversio und christianitas. Frauen in der Christianisierung vom 5. bis 8. Jahrhundert (= Monographien zur Geschichte des Mittelalters 41), Stuttgart (Anton Hiersemann) 1995, 10, 370 S., Ln. geb., ISBN 3-7772-9511-6.

Eingebunden in das 1984-1989 am Fachbereich Geschichtswissenschaften der Freien Universität Berlin durchge-

führte Forschungsprojekt „Interdisziplinäre Studien zur Geschichte der Frauen in Spätantike und Frühmittelalter“, bereite-te Cordula Nolte nicht nur eine internationale und interdisziplinäre Tagung 1987 mit vor, deren anregende Ergebnisse in einem stattlichen Band publiziert wurden (Frauen in Spätantike und Frühmittelalter. Lebensbedingungen – Lebensnormen – Lebensformen, Sigmaringen 1990), sondern sie gab auch zusammen mit dem Projektleiter und ihrem Doktorvater, dem Berliner Mediävisten Werner Affeldt, und weiteren Mitarbeiterinnen eine ausgewählte und kommentierte Bibliographie „Frauen im Frühmittelalter“ (Frankfurt/Main 1990) heraus.

Die gewonnene Vertrautheit mit dem Forschungsstand wie mit den Diskussionen um Methoden, Ansätze und Aufgaben der historischen Frauenforschung gibt ihrer Studie zur Rolle weiblicher Laien im Christianisierungsprozeß des Frankenreichs in der Frühphase des 5. bis 8. Jahrhunderts Profil; mit ihr wurde sie 1993 an der Freien Universität Berlin promoviert.

Nolte wendet sich mit der Thematik nicht nur einem Zeitraum zu, der bisher in der Forschung stiefmütterlich behandelt wurde, sondern auch einer bisher wenig berücksichtigten Fragestellung: eigene Untersuchungen zu den von weiblichen Laien repräsentierten Formen von Christlichkeit fehlen für die Zeit vor dem 9. Jahrhundert.

Zwei Fragen leiten ihr Interesse: „1. Auf welche Weise förderten ‚in der Welt‘ lebende Frauen neben den sozusagen ‚berufsmäßigen‘ Trägern der Mission die Annahme und die Aufnahme des Christentums?“ und „2. Was läßt sich über die von weiblichen Laien zu dieser Zeit repräsentierte Christlichkeit aussagen?“ (2)

Sowohl die frühmittelalterliche Lebenswirklichkeit als auch die spärliche Quellenlage führen die Vf.in zur Beschränkung auf die „innerfamiliäre Christianisierung“; in zwei etwa gleich starken Hauptteilen entfaltet sie ihre Untersuchungen zunächst für den Bereich der Ehe (21–134), dann für den Bereich der Familie (135–289). Daß dabei vor allem Aussagen über die königlichen und aristokratischen Ehen und Familien vorliegen, hat zur Konsequenz, daß zum größeren Teil das politische, nicht das private Leben in den Blick kommt. Kritisch wertet sie ein umfangreiches Material verschiedenartiger literarischer Quellen aus – so besonders eine große Anzahl von Briefen, etwa 130 Lebensbeschreibungen, Texte des